



DIETER
BURKARD

SEELN
PFLÜCKER

DIE PRÄSENZ-BIBLIOTHEK

Dieter Burkard

Seelenpflücker
Die Präsenz-Bibliothek

LESEPROBE

Seiten 1 bis 40

Impressum

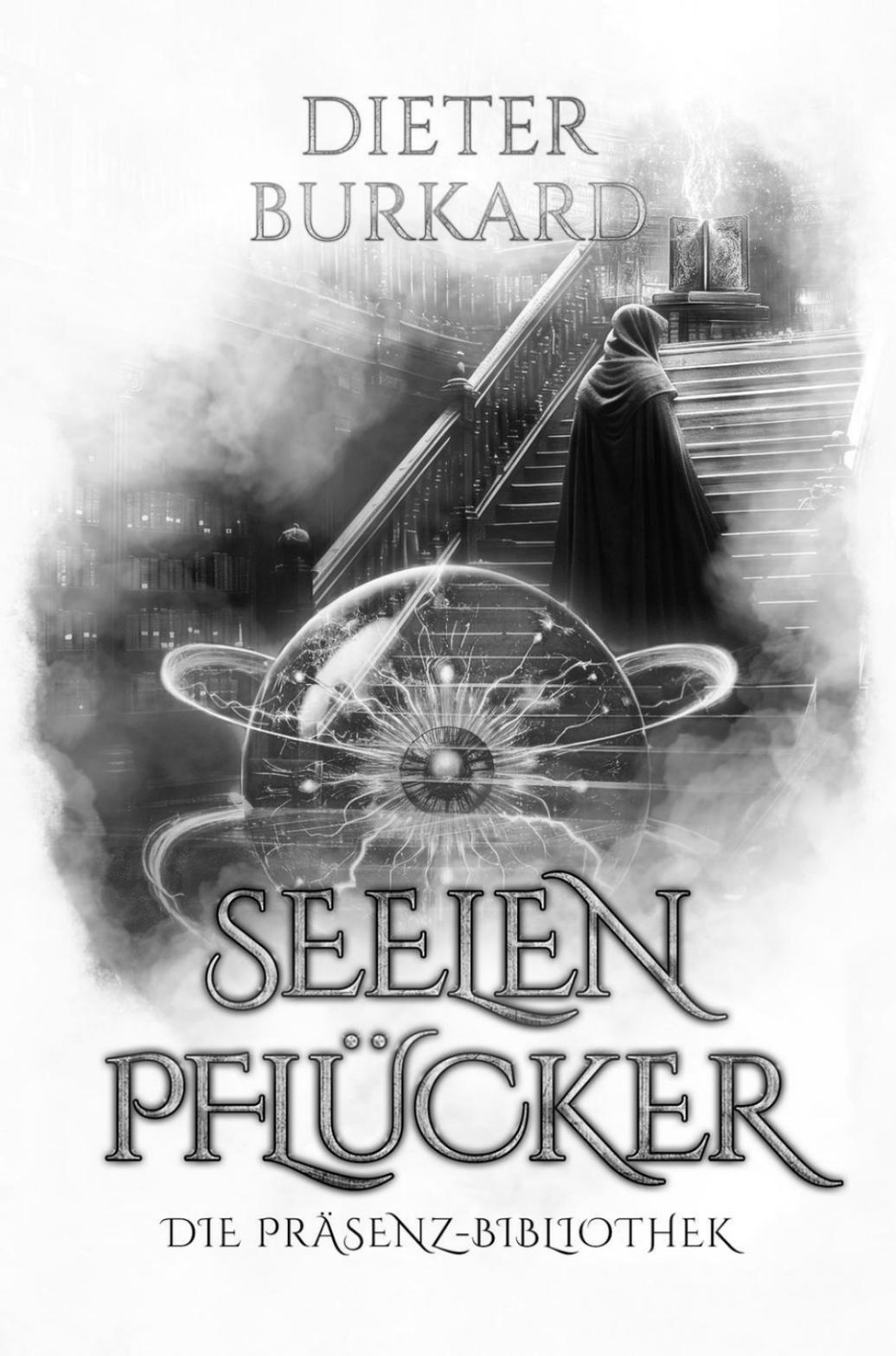
Text: © 2024 Dieter Burkard

Lektorat: Christian Nell

Covergestaltung: VercoDesgin, Unna

Dieter Burkard
Schönbornring 34
63263 Neu-Isenburg
Deutschland
info@DieterBurkard.de

DIETER
BURKARD



SEELEN
PFLÜCKER

DIE PRÄSENZ-BIBLIOTHEK

Das Buch

David ist anders. Was der Junge für eine Laune der Natur hält, ist nur der Anfang eines düsteren Geheimnisses. Als er verzweifelt in eine Kirche flüchtet, trifft er auf einen rätselhaften Pfarrer. David lässt sich zu einem Pakt überreden, der alle Probleme lösen soll. Die Folgen sind phänomenal, doch der Preis ist entsetzlich.

Seltsame Ereignisse häufen sich, und David entdeckt die Präsenz – eine Dimension, verborgen hinter den Kulissen der Schöpfung. Ein fataler Fehler stürzt ihn in ein gefährliches Spiel mit Kräften jenseits seiner Vorstellungskraft. Genau in diesem Moment taucht der Pfarrer wieder auf und fordert seine Gegenleistung.

David findet heraus, warum es das Böse gibt, und hat einen schrecklichen Verdacht: Ist er nur eine Marionette in einem uralten teuflischen Plan, der das Schicksal der Menschheit besiegelt?

Der Autor

Dieter Burkard wurde 1970 in Frankfurt am Main geboren und arbeitet als Volljurist in Neu-Isenburg. Auf Reisen sammelt er Ideen für spannende Geschichten.

Seine ersten Bücher waren die Frankfurt-Krimis *Schöner tot*, *Schneller tot* und *Mehrfach tot* sowie die Vorgeschichte *Jugendliebe bleibt*. Hinweise finden Sie am Ende des Buches.

Das bisher erfolgreichste Werk ist der im Jahr 2022 veröffentlichte Bestseller *Um jeden Preis – Vatikan-Thriller*, den Liebhaber der Kunst von Michelangelo nicht verpassen dürfen.

Ein Jahr später erschien *Verloren im Feuer – Psychothriller*, ein Buch, das den Lesern Nerven wie Drahtseile abverlangt.

Folgen Sie dem Autor oder besuchen ihn im Internet:

www.facebook.com/dieter.burkard

www.DieterBurkard.de

Kapitel 1

1

Freitag, 21.07.2023

Ich saß mit einem leeren Marmeladenglas in der Hand auf einer Mauer am Atlantik, ließ die Beine baumeln und starrte in den Sonnenuntergang. Das Rauschen der Wellen übertönte Stimmen, die in mir sprachen. Hinter mir schlenderten Touristen vorbei. Wenn sie wüssten, wer ich bin, würden sie auf die Knie fallen oder flüchten. Ich senkte den Kopf. Die lachende Erdbeere auf dem Deckel des Glases schien mich zu verhöhnen.

»David«, sagte jemand.

Ich zuckte vor Schreck zusammen. Frau Schramm stand mit einem Stapel Papier in den Händen vor der leeren Tafel. Die knochige Klassenlehrerin brachte mich täglich zum Staunen – wie konnte sie nur das Gewicht des riesigen Haarknotens und der ausgeleierte Strickjacke tragen?

»David, aufwachen!«, sagte sie.

»Ich habe nicht geschlafen.«

»Doch«, rief jemand.

»Gar nicht wahr!« Ein Tuscheln setzte im Raum ein. Ich hatte es so deutlich gehört, wie ich zuvor die Sonne auf der Haut gespürt, die Salzlucht gerochen und das Rauschen der Wellen genossen hatte. Eine solche Vision hatte ich zum ersten Mal gehabt. Gab es diesen Ort? Ich war noch nie am Meer gewesen.

Komisch. Ich knetete mein Kinn. Woher wusste ich, dass es der Atlantik war? Und dann diese Stimmen in mir. Wieso hatte ich ein leeres Marmeladenglas? Erdbeere, obwohl ich viel lieber ...

»David Ritter, wie lange sollen wir denn noch warten?«

Ich stand auf und eilte nach vorn. Das Tuscheln verwandelte sich in verächtliches Gekicher. Ich wandte mich um. Jens und Sarah hielten die Hände prustend vor die Münder. Elif und Mia bedeckten ihre Augen und verzogen ihre Gesichter, als ekelten sie sich. Ich fasste an mein Gesäß. Die Jeans war samt Shorts ein Stück heruntergerutscht und hatte die Pofalte freigelegt. Peinlich. Ich griff links und rechts an die Gürtelschlaufen, zog den Bauch ein und zerrte mit wackelndem Hintern an der Hose. Dabei riss eine Schlaufe und meine linke Hand schnellte nach oben. Mist.

Die ganze Klasse brach in tosendes Gelächter aus.

Die Klassenlehrerin rollte die Augen. »Beruhigt euch wieder. Ist euch noch nie ein Missgeschick passiert?«

»Nee, so was nicht«, rief Kai. Das Lachen und Kichern verstärkten sich wie in einer Sitcom. »Gleich platzt die ganze Hose!«

Ich zog das graue Sweatshirt herunter und ging weiter.

»Ruhe bitte!« Frau Schramm klopfte vergeblich auf ihren Schreibtisch. »Es liegt an euch, wann ihr nach Hause gehen könnt. *Ich* habe Zeit.« Diese Ankündigung bewirkte Wunder. Ruhe kehrte ein und die Lehrerin lächelte mich wie eine Parfümverkäuferin an. »Herzlichen Glückwunsch. Du hast wieder das beste Zeugnis. Ich bin gespannt, ob du das in der achten Klasse auch schaffst.« Sie streckte mir ihre schmale Hand entgegen.

»Streber«, rief Kai. »Streeber!«

Die Lehrerin warf dem Störenfried einen bösen Blick zu. »Kai, wenn du dich mehr anstrengen würdest, anstatt nur auf dein Aussehen zu achten, müsstest du nicht neidisch sein. Du könntest besser sein, als es in deinem Zeugnis steht.«

»Neidisch? Auf den Freak?« Er lehnte sich zurück und lachte.

»Lass ihn doch einfach in Ruhe«, sagte Julia neben ihm und bemerkte nicht, dass ich sie dankbar ansah.

Julia mochte den mittelblonden Kai. Was hatte er bloß, was mir fehlte, abgesehen vom blendenden Aussehen, den Muskelpaketen und dem selbstbewussten Auftreten? Oder mochte Julia keine braunen, fettigen Haare?

Kai presste eine Hand auf den Mund, erstickte das Kichern. Einen Moment war er still. Dann starrte er mich an, die Augen weit aufgerissen, als hätte etwas Dunkles von ihm Besitz ergriffen. »Wir sehen uns draußen«, flüsterte er wie ein Versprechen.

Julia stieß ihm den Ellenbogen in die Seite, und er zuckte zusammen, als hätte sie ihn aus einem bösen Traum gerissen.

Zum Glück waren wir im Klassenzimmer. Hier musste Kai sich zurückhalten. Das war die gute Nachricht, die schlechte war, dass die Zeugnisausgabe bald endete und die Halbwertszeit seiner Wut eine Woche betrug. Ein Kloß bildete sich im Hals.

Meine Lehrerin ließ ihre Hand sinken, ihr Blick war weiterhin auf Kai gerichtet. Sie hatte ihn gehört. Gleich würde sie wieder eine passende Reaktion aus ihrer pädagogischen Trickkiste zaubern. Doch es kam nichts. Sie ließ mich im Stich, einfach im Stich und gab mir ihre schlabberige Hand. Am liebsten hätte ich den feuchten Waschlappen ausgewrungen. Die Lehrerin nickte und überreichte das Zeugnis, ohne mir in die Augen zu sehen. Ihr war wohl peinlich, dass sie sich gegen Kai nicht behaupten konnte. Sie räusperte sich und sah auf das nächste Zeugnis. »Elif.«

Unter verächtlichen Blicken schlurfte ich zu meinem Platz in der Mitte des Raumes zurück. Julias Kopfschütteln gab mir den Rest. Dass Kais Verhalten keine Konsequenzen hatte, machte mich zu einem noch größeren Verlierer, als ich es ohnehin war. Ich war ein Versager, ein Nichts. Und Julia wusste es nun auch. Nach ein paar Schritten sah ich nur den grauen Linoleumboden, der die Farbe der Lieblingsstrickjacke der Klassenlehrerin hatte.

Wie gerne würde ich jetzt zu Hause auf dem Bett liegen und ein Buch lesen. Dann wäre ich ein Held mit übernatürlichen Kräften oder würde knifflige Kriminalfälle lösen. In der Welt der Bücher hatte ich keine wulstige Narbe im Gesicht, war schlank,

hatte kein hängendes Augenlid und das Wichtigste: Ich war beliebt und hatte Freunde. Viele Freunde.

Der Stuhl knarrte beim Hinsetzen unter meinem Gewicht. Niemand wollte neben mir sitzen. Der Tisch sei nicht breit genug, hieß es, wenn Frau Schramm Tischnachbarn trennte, die den Unterricht störten. Neben mir zu sitzen, war für die Störer und die Lehrerin die Höchststrafe, die sie verhängen konnte. Mit abgesetzter Brille starrte ich auf das Zeugnis, als könnte ich es ohne sie lesen. Ich hörte, wie die restlichen Namen aufgerufen wurden; der letzte war Kai Wild. Auf dem Rückweg zu seinem Platz hinter mir hielt ich den Blick auf die Tischplatte gerichtet. Trotzdem sah ich, wie er mit der rechten Hand sein Zeugnis zerknüllte. Ich brauchte keine Brille, um zu erkennen, was mir nach der Stunde blühte. Damals ahnte ich nicht, welche schrecklichen Ereignisse über mich hereinbrechen würden.

Beim ersten Gong der Schulglocke sprang ich auf. Der Stuhl kippte polternd um. Ich schnappte den Rucksack, rannte zur Tür, stolperte über Björns ausgestrecktes Bein, stand unter brüllendem Gelächter auf, lief hinaus und hoffte, dass der Vorsprung reichte.

2

Ich lag zwischen meinen Schulsachen zusammengekauert wie ein Embryo auf dem Boden und hielt die Hände vor das Gesicht.

Kai und seine Kumpel Sven und Malte traten auf mich ein. Es war nicht das erste Mal, dass mir das nach der Schule oder auf dem Pausenhof passierte.

»Au! Hört auf. Ihr tut mir weh.«

Sie traten weiter zu, grinsten und feuerten sich gegenseitig an.

Ich wälzte mich auf dem Boden. »Nicht – das tut so weh!«

»Das ist der Sinn der Sache, du Missgeburt«, sagte Kai.

»Au.« Ich ruderte mit den Armen. »Au – bitte lasst mich.«

Normalerweise musste ich drei- oder viermal betteln, bis sie von mir abließen. Heute kam es anders.

»Fühlt ihr euch jetzt stark?«, fragte ein Mädchen.

»Misch dich nicht ein, sonst kriegst du auch Kloppe«, sagte Kai und fletschte die Zähne.

Ich spreizte die Finger und sah das linke Bein eines Mädchens mit einem goldenen Fußkettchen, das ich gut kannte. Ich hatte es immer heimlich bewundert, weil ich mich nicht traute, Julia direkt ins Gesicht zu sehen. Sie sollte nicht ahnen, dass ich sie mochte, dass ich an sie dachte, wenn ich im Bett lag und mir einbildete, bei ihr Chancen auf eine Verabredung zu haben. Das waren Träume. Wie konnte sich ein fetter Junge mit meiner Visage einbilden, sich auch nur dem Dunstkreis des Schwarms aller Jungs zu nähern, geschweige denn, sich darin aufzuhalten? Also fügte ich mich meinem Schicksal. Würde sie meine Zuneigung kennen, lachte sie womöglich darüber. Oder sie sagte mir, was ich ohnehin wusste, und nähme mir die Träume und Hoffnungen. Dann hätte ich gar nichts mehr.

Julia stand zwischen den Raufbolden. Sie sah aus wie ein Engel. Warum ließ sie sich von Kai Schläge androhen? Ich käme niemals auf die Idee, meine Freundin so zu behandeln. Durfte er sich bei ihr alles erlauben? Kai hatte sie nicht verdient. Was hatte er bloß, was mir fehlte, abgesehen ... Ach so – das hatten wir ja schon. Ich verstand es halt nicht. Sie stemmte die Hände in ihre Hüften. »Ist dein Schwanz so kurz, dass du Mädchen und Schwächere verprügeln musst?«

Kai wandte sich zu ihr und schob einen Ärmel hoch. »Willst du ihn lutschen oder warum fragst du?«

»Lass sie«, sagte Sven wild gestikulierend. »Die ist doch nur ein blödes Mädchen.«

»Das blöde Mädchen ist *meine* Freundin. Sie hat zu tun, was ich sage.« Kai riss seine Augen weit auf, schob den Kopf vor und tippte Sven mit dem ausgestreckten Zeigefinger so fest auf die Brust, dass dieser einen Ausfallschritt machte. »Ich lasse mich von ihr nicht beleidigen, schon gar nicht vor Fettarsch.« Er krepelte den zweiten Ärmel hoch.

Fettarsch war ich. Kai nannte mich so, wenn kein Lehrer in der Nähe war.

Sogar Malte, der um Kais Freundschaft buhlte und sich dafür Anerkennung durch Arschkriechen verdienen musste, ließ von mir ab. Er griff nach Kais Arm.

»Lass mich los!« Kai streckte die Hand nach Julia aus.

Sven hielt Kai ebenfalls fest. Es lag eine Eskalation in der Luft, die über Kais übliche Aggressivität weit hinausging.

Julia verschränkte die Arme. Ihre blauen Augen funkelten vor Wut. »Wenn du glaubst, du kannst dir alles erlauben, nur weil du gut aussiehst, irrst du dich.«

»Komm, lass uns gehen«, sagte Sven.

Kai deutete mit wackelndem Zeigefinger auf Julia. »Das wirst du bereuen«, brüllte er und Speicheltropfen flogen aus seinem Mund wie Geschosse in ihre Richtung.

Malte zog an Kais Schulter. »Ich will den Bus noch kriegen.«

Kai befreite sich mit ruckartigen Bewegungen aus dem Griff seiner Freunde. Seine weichen Gesichtszüge verzogen sich zu einer hasserfüllten Fratze. Er sah auf mich herab, grunzte, bückte sich, spuckte einen schaumigen Klumpen auf mein Sweatshirt, wischte mit dem Handrücken über seinen Mund und wandte sich ab.

Zum Abschied trampelten die Jungs auf meinen Schulsachen herum und kickten den Rucksack über den Bürgersteig, wobei die leere Brotdose klappernd herausfiel. Sie hoben ihre Taschen auf und ließen mich mit Julia zurück.

Das Mädchen beugte sich zu mir und strich sich die blonden Haare aus dem Gesicht. »Bist du verletzt?« Sie kniete sich hin, richtete die verbogene Brille und reichte sie mir.

Ich hob den Kopf und setzte die Brille auf. So nah hatte ich Julia noch nie gesehen. Ich starrte sie an – direkt in ihre blauen Augen. Sie war das netteste und hübscheste Mädchen, das ich kannte. Und nun hockte sie neben mir und kümmerte sich um mich – um mich. Das hatte in der Schule noch keiner getan. Eigentlich hätte ich Kai für die Tritte dankbar sein müssen, denn

Julia sprach zum ersten Mal mit mir. Ich schluckte und stotterte, was ich sonst nie tat. »N-nein, ich g-g-glaube nicht.«

Sie strich mir über die Schulter. »Sicher?«

Ihre Berührung ließ mich vergessen, was Kai und seine Komplizen mir angetan hatten. Beim Aufstehen zappelte ich wegen meines Übergewichts wie eine auf dem Rücken liegende Schildkröte. Ich rollte mich mit Schwung auf den Bauch, stützte mich auf die Ellbogen und zog die Knie an.

»Darf ich dir helfen? Brauchst du ein Taschentuch?«

»Nicht nötig.« Ich holte tief Luft und wuchtete die Pfunde in die Höhe. Als ich keuchend auf den Füßen stand, sah ich Kais Spucke auf dem Sweatshirt. In der Mitte des feuchten Flecks erhob sich Schleim wie das Eigelb auf einem Spiegelei. Ich zog ein Taschentuch aus der Hosentasche, wischte darüber, zerknüllte es und steckte es ein, weil es keinen Mülleimer gab. Dann zog ich das Sweatshirt runter, um die weiße Speckrolle zu verstecken.

Julia sammelte die Sachen ein, ordnete sie und verstaute sie in meinen Rucksack. Mitschüler liefen kichernd an uns vorbei. Sie war die Einzige, die mir half. »Warum tust du nichts dagegen?«

»Was soll ich denn tun?«

»Du wehrst dich ja nicht einmal.«

Ich zeigte auf die Bushaltestelle. »Die waren zu dritt. Ich hab schon alles versucht.« Ich hob stöhnend das zerknautschte Zeugnis auf. »Wenn ich mich wehre, treten sie fester zu. Also rufe ich lieber *Au, Au*, auch wenn es nicht stark weh tut.«

Julia runzelte die Stirn. »Hoffst du, dass sie die Lust verlieren? Das funktioniert nicht. Das geht doch schon länger so. Wissen deine Eltern, dass du schikaniert wirst?«

Ich zuckte zusammen. »Zum Glück nicht. Was ich mir alles anhören müsste, wenn sie es wüssten.«

»Ich sage es meinen Eltern. Das muss aufhören.«

Ich wedelte mit den Händen. »Bitte nicht. Dann erfahren meine es auch.«

Julia seufzte und ließ die Schultern hängen.

»Deine Eltern sollen mich nicht für einen Schwächling halten.
Und meine auch nicht.«

Sie lächelte. »Du bist lieb, David.«

Das tat so gut. Eine Träne löste sich aus meinem Auge. Ich senkte den Blick, damit Julia sie nicht bemerkte.

»Sag Bescheid, wenn du es dir anders überlegst. Wir trinken bei mir zu Hause einen Kakao. Papa kennt sich mit Mobbing aus.« Sie drückte mir den Rucksack an die Brust und lächelte erneut. »Okay? Ich wünsche dir schöne Ferien. Ich muss los.«

»Okay.« Ich hielt den Rucksack fest und sah Julia mit offenem Mund hinterher. Sie war so wunderbar. In ihrer Nähe fühlte ich mich gut, einfach gut. Als sie neben mir gestanden hatte, atmete ich dieselbe Luft wie sie. Ihr Atem war noch in meiner Lunge. Ich hielt die Luft an und schloss die Augen, um ihr süßes Gesicht noch einmal zu sehen.

3

Die Sommerferien begannen. Das war gut, denn das bedeutete, dass ich Kai und seinen Freunden sechs Wochen lang nicht in der Brüder-Grimm-Schule begegnen würde. Julia leider auch nicht.

In Eichenfelden im Rhein-Main-Gebiet gab es wenig, was mich als zwölfjährigen Jungen begeisterte. Spielkonsolen mochte ich nicht, hatte aber auch keine, weil sie für uns zu teuer waren. Stattdessen studierte ich naturwissenschaftliche Bücher aus der Stadtbücherei, las Romane oder streifte durch die Gegend. So wie heute, am Montag, dem ersten richtigen Ferientag.

Im Schatten der fünfhundert Jahre alten katholischen Dorfkirche St. Judas schlich ich über den Friedhof, um meine Freunde zu besuchen. Die Gräber waren ungepflegt, die Grabsteine schief. Ich hockte mich neben den einzigen weißen Marmorstein.

Über mir raschelte es im Geäst. Rote Eichhörnchen flogen von Baum zu Baum wie Artisten am Trapez. Sie kletterten flink herab, hielten inne und reckten ihre Köpfchen. Dann sprangen

sie lautlos auf den Sandboden und hopsten in wellenförmigen Bewegungen zu mir. Ein Tier hatte einen hellen Fleck auf der Nase. Das war Max. Den Namen hatte ich ihm gegeben.

Ich öffnete den Butterbrotbeutel und holte die größte Erdnuss heraus. Max machte Männchen, beugte sich vor und schnupperte an meiner Hand. Er nahm die Nuss mit seinem Maul von der Handfläche und hüpfte zur Seite. Die vier zutraulichen Tiere waren mir ans Herz gewachsen. Sie blieben vor mir sitzen, knackten geschickt die Nüsse, fraßen sie und holten sich Nachschub.

Das Aufstehen in der Nachmittagshitze war eine Qual. Schwer atmend verabschiedete ich mich von Max und seinen Freunden, die wieselflink an einem Baumstamm hochkletterten.

4

Ich schlenderte um die Kirche zur bemoosten Sandsteintreppe. Die sechs Stufen waren bogenförmig ausgetreten und sahen aus, als grinsten sie, weil sie wussten, dass jeder neugierige Besucher sie umsonst hinaufstieg. Die Holztür war immer verschlossen und die Fenster waren viel zu hoch, um hineinschauen zu können. Im Internet gab es weder Fotos noch Beschreibungen; und einen Pfarrer gab es hier schon lange nicht mehr. Ich sah geschnitzte Darstellungen eines Engels auf dem rechten Türflügel und des Teufels auf dem anderen. Beide Figuren hielten Bücher in den Händen. Die rechte Seite war stärker abgenutzt. Besucher betreten die Kirche früher wohl lieber durch den Türflügel des Engels.

Plötzlich knirschte die Tür und sprang auf. Die stets verschlossene Pforte war offen. Nicht richtig offen, um hineingehen zu können, aber der rechte Flügel war einen Spaltbreit geöffnet. Komisch. War der Teufel mit den Hörnern nicht links? Nun war er rechts. Der Spalt zog mich magisch an. Endlich konnte ich in das geheimnisvolle Innere blicken. Ein Kribbeln durchlief mich wie Vorfriede auf ein Geschenk, auf das ich sehnsüchtig wartete.

Ich stieg die Stufen hinauf.

*Gold ist Geld
und nichts anderes.*

J. P. Morgan

Kapitel 2

1

Der Geruch von Kerzenwachs drang von Orgelmusik begleitet durch den Türspalt. Wer zündete in der verlassenen Kirche Kerzen an und spielte Orgel? Ich hielt den Atem an, zog die Wampe ein und nahm die Brille ab, um mich vorzubeugen. Mit der linken Wange gegen das raue Holz gepresst, benötigte das Sonnenlicht gewohnte Auge ein paar Sekunden, bis ich Reihen von Holzbänken, Marmorsäulen und ein buntes Fenster verschwommen erkannte. Um mehr zu sehen, müsste ich die Brille aufsetzen, aber ich traute mich nicht, die Tür weiter aufzustoßen.

Die Orgelmusik verstummte. Als ich die Luft nicht länger anhalten konnte, richtete ich mich keuchend auf. Mein Bauch sprang nach vorn und ich setzte die Brille auf.

Eine Windböe stieß die Tür weiter auf, als wäre es eine Einladung. Neugierig beugte ich mich vor und staunte. Obwohl die Kirche von außen wie eine Kapelle aussah, war sie innen riesig. Farbenfrohe Gemälde mit unzähligen Engeln und Figuren, die ich nicht kannte, und goldene Ornamente schmückten die gewölbte Decke. Sonnenlicht fiel durch die bleiverglasten Fenster in allen Farben des Regenbogens direkt auf den Altar, über dem ein Holzkreuz mit Jesus prangte. Zwischen den langen Bänken, die in mindestens dreißig Reihen aufgestellt waren, verlief ein roter Teppich über den glänzenden Marmorboden vom Eingang bis zu den

Stufen vor dem Altar. Alles war so sauber und ordentlich, als wäre gerade eine Messe ausgeklungen. Wie konnte das sein, wenn die Kirche jahrelang nicht benutzt worden war? Ich kannte keine anderen Kirchen von innen, aber diese musste die schönste der Welt sein.

Nach weiteren Momenten ehrfürchtigen Staunens überkam mich ein schlechtes Gewissen. Ich sollte nicht hier sein, vielleicht durfte ich gar nicht hier sein. Die Gelegenheit, mich umsehen zu können, erhielt ich womöglich nie wieder. Das Herz pochte vor Aufregung so heftig in meiner Brust, dass ich es hören konnte. Bumm – bumm – bumm ... Sollte ich hineingehen? Bumm – bumm ... Was wäre, wenn mich jemand ertappte? Ich bekäme eine Woche Hausarrest aufgebremmt. Dann könnte ich meine Freunde auf dem Friedhof nicht mehr besuchen. Aber ich hätte viel Zeit zum Lesen. Angesichts der akzeptablen Strafe drückte ich gegen die Holztür. Sie war erstaunlich schwer und bewegte sich nicht. Wie hatte der Wind sie aufdrücken können? Ich legte die Hände an die raue Oberfläche und drückte kräftiger. Bumm – bumm ...

2

Ich huschte hinein, wandte mich um und drückte die Tür zu. Aber nicht ganz. Nicht auszudenken, wenn sie sich wegen eines defekten Schlosses nicht mehr öffnen ließe.

Die Schritte meiner ungleich abgenutzten Schuhe hallten dumpf auf dem Steinboden wider. Tock – klack – tock – klack ... Herrlich, dachte ich, weil es in der Kirche erfrischend kühl war. Ich ging an einem Ständer mit Gesangbüchern und an der Schale mit geweihtem Wasser vorbei. Müsste sie nicht längst ausgetrocknet sein? Tock – klack – tock ... Ich schritt auf dem roten Teppich weiter, der meine Schuhe verstummen ließ. Wenn sich jemand die Mühe machte, die Kirche so prächtig auszustatten und zu pflegen, dann musste das etwas zu bedeuten haben.

Ehrfürchtig bestaunte ich alles, erreichte den Altarraum und stand vor dem gekreuzigten Jesus, der über dem Altar hing. An den Rippen war eine grässliche Wunde täuschend echt aufgemalt. Der Blick des Erlösers fiel kraftlos herab. Auf einmal wackelte das Kreuz, Blut sickerte aus der Seite, der Kopf hob sich, und sah mich müde an, als freute Jesus sich über den Besuch. Erschaudert über die Sinnestäuschung wandte ich mich ab, sah auf die Ölgemälde, lebensecht wirkende Marmorstatuen und ... Was war das? Rechts stand ein riesiger Wandschrank.

Ich verließ den Teppich und eilte zwischen den Sitzbänken hindurch. Tock, tock, tock ... Ich blieb in der Mitte vor dem dunklen Ungetüm stehen. Das Ding war höher als der Kleiderschrank im Schlafzimmer, hatte drei polierte Holztüren und sah teuer aus. In der mittleren Tür war ein Fenster, hinter dem ein Vorhang hing. Bestimmt wurden darin wertvolle Sachen aufbewahrt. Oder eine Leiche. Ich wusste, dass wichtige Leute früher in Kirchen begraben wurden. Wie viele Leichen verbargen sich unter dem unschuldig glänzenden Marmorboden? Musste es hier so kalt sein wie in einer Leichenhalle, damit der Verwesungsgestank nicht durch die Fugen nach oben drang? Ein gruseliger Schauer wogte über mich. Lagen im Schrank aufgestapelte Knochen?

Nur die mittlere Tür hatte ein Schlüsselloch. Ich blickte mich um, als stünde ich in einem Spielzeugladen, um die neueste Actionfigur zu stehlen. Zumindest stelle ich mir vor, dass man sich so fühlen würde. Ich streckte eine Hand nach der linken Tür aus. Die zitternden Finger spiegelten sich auf dem Messingknäuf. Er war eiskalt, als hätte die Kälte hier ihren Ursprung. Der Knauf drehte sich nicht. Ich zog daran. Die Tür sprang klackend auf und öffnete sich mit einem kurzen Knarren.

Was für eine Enttäuschung. Keine Leiche. Nur muffige Luft, eine ungepolsterte Sitzbank und ein über dem Boden montiertes Brett gegenüber. Wer setzte sich in einer so schönen Kirche in einen stinkenden Kasten? Als ich die Tür schließen wollte, hörte ich eine tiefe, krächzende Stimme.

»Was führt dich zu mir, David?«

Ich zuckte so heftig zusammen, dass ich glaubte, mein Herz bliebe stehen. Wer war das? Ich blickte mich um. Niemand. War das wieder eine dieser sich häufenden Sinnestäuschungen, hörte ich das schlechte Gewissen oder sprach tatsächlich ein Mann aus dem Schrank zu mir? Ich wollte fliehen, als die raue Stimme erklang, doch ich erstarrte.

»Komm herein und schließe die Tür, David.« Das Krächzen war einschüchternd und verlockend zugleich. Die Anweisung klang, als duldet der Mann keinen Widerspruch.

Wie elektrisiert stieg ich in den Schrank, obwohl ich doch eigentlich um mein Leben rennen wollte. Eine unheimliche Kraft hatte mich gepackt, als hinge ich an einer Schnur, die mit einer Angel eingeholt wurde.

Die Tür schloss sich lautlos neben mir.

3

Ich blickte im Halbdunkel umher, atmete hastig die nach Möbelpolitur riechende Luft. Bumm – bumm – bumm ... Mein Herz presste Druckwellen durch die Adern bis in die Schläfen. Rot schimmerndes Licht drang durch das winzige Fenster. Es war mit einem hölzernen Gitter versehen, als sollte es mich davor bewahren, dass jemand oder etwas nach mir griff, mich packte und erwürgte. Oder sollte es mich daran hindern, hindurchzusehen?

»Setze dich bitte, David«, die durch das Gitter dringende Stimme klang weicher – freundlicher, »damit wir uns unterhalten können.« Sie schien einem alten Mann zu gehören. »Du brauchst keine Angst vor mir zu haben, David.«

Ich folgte der Aufforderung, weil ich es gewohnt war, zu tun, was Erwachsene mir sagten. Ich setzte mich auf die Bank und starrte durch die Lücken zwischen den Holzstäben, als gäbe es dort etwas zu sehen. Und das gab es. Dahinter zeichnete sich eine unförmige Silhouette im Halbdunkel ab. Was oder wer war das?

Bumm, bumm, bumm ... Das Herz raste. Die beruhigenden Worte von der anderen Seite entfalteten keinerlei Wirkung. Ich erwartete, zur Rede gestellt zu werden, weil ich in die Kirche eingedrungen war. Ich wusste nicht, was ich sagen würde. Am besten die Wahrheit. Und eine Entschuldigung.

»Ich bin der neue Pfarrer. Ich freue mich, dass du als erster Besucher zu mir kommst, David.«

»Woher kennen Sie mich?«

»Sollte ich die Mitglieder meiner Gemeinde nicht kennen?«

»Ich bin nicht katholisch.«

»Du bist aus freien Stücken gekommen, im Gegensatz zu den angeblich Gläubigen, die nur an Weihnachten oder Ostern eine Kirche betreten.«

Mein Verstand riet mir erneut, sofort abzuhausen, aber die verdammte Neugier war so stark, als hätte ein anderes Wesen in mir die Kontrolle erlangt. »Warum sitzen Sie in einem Schrank?«

»Ich habe auf dich gewartet, David«, erwiderte er mit einer Fröhlichkeit in der Stimme, die mich glauben ließ, dass er sich über meinen Besuch freute.

Normalerweise freute sich niemand, wenn ich auftauchte. Mein entstelltes Gesicht und das Übergewicht reichten, um mich nicht zu mögen. Zum Glück konnte der Mann durch das Gitter nicht viel erkennen. Meine Anspannung fiel ab.

»Das ist kein Schrank, David. Das ist ein Beichtstuhl. Hier beichten die Gläubigen ihre Sünden.«

»Aha. Danke für die Erklärung. Ich gehe jetzt wieder.«

»Weißt du, was eine Sünde ist?«

»Ich habe in der Schule von den zehn Geboten gehört.«

»Sehr gut. Wenn du Sünden begangen hast, darfst du sie mir anvertrauen und Gott um Vergebung bitten. Es gibt keinen anderen Ort auf der Welt, an dem Gott und der Teufel sich so nahe sind. Gottes Bereitschaft, Sünden zu vergeben, und die Neugier des Teufels treffen hier aufeinander. Das wird auch durch die Schnitzereien an der Pforte symbolisiert.«

»Verraten Sie es der Polizei, wenn Ihnen schlimme Sachen gesagt werden?«

»Das darf ich nicht, David. Ich sage es niemandem. Verstöße ahndet die Kirche mit ihrer schwersten Strafe – der Exkommunikation. Die Schweigepflicht nennt man *Beichtgeheimnis*.«

»Papa sagt, man darf keine Geheimnisse haben.«

»Deshalb sprechen wir doch darüber.« Seine Stimme krächzte wieder und das hölzerne Fenster knarrte. »Möchtest du mir etwas anvertrauen?«

Der Pfarrer schien zu spüren, dass mich etwas bedrückte. Ich zuckte mit den Schultern. »Ich habe niemanden umgebracht und nichts gestohlen. Gelogen habe ich auch nicht.«

»Das weiß ich, David. Und für andere Sünden bist du noch viel zu jung.« Er lachte kurz. »Keine Sorge. *Lügen* ist keine Sünde, solange du andere Menschen nicht durch Unwahrheiten belastest. Auch Petrus, der Fels, das Fundament der katholischen Kirche, hat gelogen, als er dreimal leugnete, Jesus zu kennen. Lügen sind der Kirche also nicht fremd, David – erst recht nicht heute.«

Ich hatte eher den Eindruck, dass der Pfarrer die Sünden seiner Kirche bei mir beichtete, anstatt mir eine Absolution erteilen zu wollen. »Das wusste ich nicht.«

»Damit will ich dich nicht zum Lügen ermuntern. Vor allem merke dir eines: Lüge *mich* niemals an.«

Ich schüttelte reflexartig den Kopf. »Das tue ich nicht.«

»Das würde ich dir auch nicht raten.«

»Darf ich jetzt gehen?«

»Du hast heute nichts mehr vor, David. Wozu die Eile? Max und deine anderen kleinen Freunde hast du bereits versorgt. Oder magst du mich nicht?«

»Woher kennen Sie Max?«

»Ich weiß *alles* über dich, David.« Er machte eine kurze Pause und seufzte. »Ein Gebot besagt, dass du Vater und Mutter ehren sollst. Wie steht es damit? Liebst du deine Eltern?«

Ich schluckte, nickte zögernd und flüsterte: »Ja.«

»Das klingt aber nicht sehr überzeugend. Ich verstehe, dass du nicht darüber reden willst.« Er seufzte erneut. »Was ist mit dem Rest deiner Familie, den Omas, Opas, Onkeln und Tanten?«

»Meine Eltern haben keine Geschwister. Oma und Opa sind tot.«

»Ja, schrecklich. Davon habe ich gehört. Sie haben alle innerhalb eines Jahres bei grausamen Unfällen ihr Leben verloren. Eine solche Häufung ist äußerst ungewöhnlich, David. Das muss für euch schlimm gewesen sein.«

Ich nickte erneut. »Warum hat Gott mich nicht lieb?«

»Wie bitte?«

»Ich verstehe nicht, warum sie alle tot sind und ich nicht normal bin.«

»Sei nicht neidisch auf andere. Du bist ein Kind, wie es die Menschheit noch nie gesehen hat. Denke immer daran, wie gut es dir geht. Du bist gesund und klug. Viele beneiden dich dafür.«

»Danke, aber das hilft mir nicht. Darf ich noch was fragen?«

»Sicher. Ich kann dir aber nicht versprechen, dass ich die Antwort weiß.«

»Warum lässt der liebe Gott es zu, dass es so viel Leid und Böses gibt? Und warum spricht er nicht mehr mit den Menschen, wie er es nach der Bibel früher getan hat?«

»Die Wege des Herrn sind unergründlich.«

Wenn ein Pfarrer meine Fragen über Gott schon nicht beantworten konnte, wer sonst? »Darf ich jetzt bitte gehen?«

»Danke, dass du gekommen bist. Du bist ein ganz besonderer Junge. Ich kümmere mich ab heute um dich.«

4

Die Begegnung wurde zunehmend unheimlicher. Woher wusste der Mann so viel über mich und was meinte er mit der Ankündigung? *Ich kümmere mich ab heute um dich.* Ich traute mich nicht, nachzufragen. »Ich will nach Hause zu Mama und Papa.«

»Zu deinem Papa ... Fast hätte ich es vergessen. Gib ihm bitte diesen Umschlag.«

»Welchen Umschlag?«

»Er liegt direkt vor dir, David.«

Auf der schmalen Ablage unter dem Gitter lag tatsächlich ein Brief. Wo kam er her? Ich tastete über den unteren Rand der Öffnung. Da war kein Schlitz, durch den der Brief geschoben worden war.

»Gib ihm den Umschlag. Und versuche nicht, ihn vorher mit Dampf zu öffnen oder mit einer Taschenlampe zu durchleuchten. Versprichst du mir das, David?«

»Ich kann nicht sagen, dass ich hier war. Ich darf nämlich nicht mit Fremden sprechen.«

Der Pfarrer lachte. »Ich bin doch kein Fremder, David. Würde ich dich sonst so gut kennen?« Seine Stimme klang wieder ernster. »Ich verstehe die Sorgen deiner Eltern. Erweist du mir eine Gefälligkeit und übergibst den Brief?«

Ich fuhr mit den Fingern über das raue Papier. »Darf ich ihn in unseren Briefkasten werfen?«

»Du bist ein kluger Junge. Das darfst du. Aber vergiss es nicht. Das wäre wie eine Lüge, weil du es mir versprochen hast. Du weißt, dass ich ungemütlich werde, wenn du mich anlügst.«

Versprochen? Ich hatte doch nur einen Vorschlag gemacht. Dem Pfarrer zu widersprechen oder den Auftrag eines Erwachsenen infrage zu stellen, traute ich mich nicht. »Darf ich jetzt bitte gehen?«

»Bevor du die Kirche verlässt, setze dich auf eine Bank und bete für dich, für deine Eltern und für mich.«

»Ich kenne nur das Vaterunser.«

»Dann sprich es ein paar Mal für euch und denke darüber nach, was das Verhältnis zu deinen Eltern belastet. Das wird dir helfen, glaube mir. Und nun gehe hin in Frieden.«

Ich nahm den Brief mit zitternder Hand und trat hinaus. Erleichtert atmete ich die kühle Luft und schloss die Tür.

5

Ich hockte mich auf eine Bank in der Mitte der Kirche. Ein paar Minuten müsste ich hier verweilen, falls der Pfarrer mich beobachtete. Ich sollte beten und nachdenken. Das konnte er nicht kontrollieren. Also reichte es aus, schweigend auf der Bank zu kauern. Oder konnte er Gedanken lesen? Unsinn, das konnte niemand. Aber was wäre, wenn er die Nichtbefolgung der Anweisung als eine Lüge betrachtete? Den unheimlichen Mann wollte ich lieber nicht auf die Probe stellen. »Vater unser im Himmel, geheiligt werde dein Name«, murmelte ich und versuchte, mich an den Text zu erinnern, den ich in der Grundschule auswendig gelernt hatte.

Nach vier improvisierten Wiederholungen des Gebets brach ich den Versuch ab, das Vaterunser vollständig vorzutragen. Ich rückte die schwere Brille gerade. Auf dem vergilbten Umschlag stand in verschnörkelter Handschrift: *Herrn Wolfgang Ritter*. Wann hatte der Pfarrer den Brief geschrieben, der aussah, als hätte er jahrelang im Keller gelegen? Er hatte unmöglich wissen können, dass ich heute zu ihm käme, und der Name meines roten Lieblingsnagers existierte nur in meinem Kopf. Ein eiskalter Schauer lief mir den Rücken hinunter und das lag nicht daran, dass es in dem alten Gemäuer so kalt war wie in einem Kühlschrankschrank.

Ich ging zum zweiten Teil des Auftrags über und dachte an Mama und Papa. Tränen kullerten über mein Gesicht. Der Pfarrer hatte recht. Es gab etwas, das mich zunehmend belastete, worüber ich mit niemandem reden konnte. Ich kniete mich auf das Brett vor der Sitzbank, faltete die Hände und senkte den Kopf. Tränen tropften auf die Handgelenke, liefen darüber und fielen auf das schwarze Holz.

*Um sein Ziel zu erreichen,
zitiert selbst der Teufel aus der Bibel.*

William Shakespeare

Kapitel 3

1

Einige Schweigeminuten später blickte ich seufzend auf. Im Altarraum funkelte Jesus am Holzkreuz wie ein Weihnachtsbaum, obwohl der Sonnenstrahl, der ihn beim Betreten der Kirche hatte aufleuchten lassen, weitergewandert war.

Ich erhob mich, wollte das Gotteshaus verlassen, aber die Schritte führten direkt zu diesem monströsen Schrank zurück. Die mittlere Tür mit dem Vorhang hinter dem gewellten Glas lockte mich wieder an. Als ich davor stand, hob sich die rechte Hand. Die Finger krümmten und näherten sich der dunklen Scheibe, als steuerte jemand meine Bewegungen. Ich griff mit der anderen Hand an den Arm, zerrte daran und versuchte, die verkrampte Faust wegzureißen. Die Schulter schmerzte und der rebellische Arm zitterte. Vergeblich. Mit den Fingerknöcheln hämmerte ich dreimal an das klirrende Glas, das zum Glück nicht zerbrach.

Wie von Geisterhand öffnete sich die Holztür und gab den Blick ins Innere frei. An beiden Seiten war ein Gitter angebracht. Hinten war eine gepolsterte Sitzbank und von der Decke hing eine leere Glühbirnenfassung herab.

Plötzlich spürte ich das Gewicht einer Hand auf meiner Schulter. Ich zuckte zusammen und drehte mich um.

»Suchst du mich, David?«

Der Pfarrer war alt, zitterte und konnte sich kaum auf den Beinen halten. Er trug eine schwarze Soutane. Seine zerfurchte Fratze ging nahtlos in eine Glatze über. Das Aussehen erinnerte mich an den Imperator aus Star Wars. Sein maskenhaftes Gesicht war abscheulich, aber die leuchtend blauen Augen wirkten beruhigend und fingen meinen Blick auf magische Weise ein. Sie strahlten die Frische eines Gebirgsbaches aus und vermittelten den Eindruck eines aufgeweckten jungen Mannes. Er tat mir leid. Warum musste er arbeiten, anstatt den Ruhestand zu genießen? Ich sah auf die dünnen Arme und die knochigen Hände und wich angewidert zurück. Dabei stieß ich mit dem Hintern hart gegen die Kante der offenen Tür und ließ den Brief fallen. »Au.« Der Schreck beruhte mehr auf dem Aussehen des Pfarrers als auf dem brennenden Schmerz am Allerwertesten.

»Hoppla. Ich hoffe, du hast dir nicht wehgetan, David.« Er deutete auf den Boden.

Ich hob den Brief auf. »Nein, alles gut.« Es gab keinen Grund, vor ihm Angst zu haben. Selbst ich könnte, so unsportlich wie ich durch mein Gewicht war, mit Leichtigkeit davonlaufen, wenn ich es müsste. Ich wäre längst durch die Tür ins Freie gestürmt, bevor der Pfarrer den ersten Schritt getan hätte.

»Was kann ich für dich tun?«, fragte der Mann.

»Ich ... äh ... wollte schauen, ob es Ihnen gut geht. Weil Sie nicht rausgekommen sind.«

Er strich über meine Haare. »Du brauchst dir keine Sorgen um mich zu machen, David. Mir geht es gut, sehr gut sogar.«

Die Berührung erschauerte mich. Ich duckte mich und trat zur Seite.

»Du bist ein guter Junge. Du magst keine Berührungen, aber dafür kannst du nichts.« Er lächelte breit, die Mundwinkel hochgezogen, was die Ähnlichkeit zum Imperator verstärkte. Er streckte den Arm aus und schloss die Tür des Beichtstuhls, ohne sie zu berühren, was aus meinem Blickwinkel eine optische Täuschung gewesen sein musste. »Hast du die Gebete gesprochen?«

Ich nickte. »Meinen Sie, die bringen was?«

»Natürlich. Warum probieren wir es nicht einfach aus?«

Ich zuckte mit den Schultern.

Er stützte den rechten Ellbogen mit der anderen Hand, legte den Zeigefinger an seine Wange und blickte nach oben. »Wenn ich dafür bete, dass es heute Abend dein Liebessessen gibt und das Gericht auf dem Tisch stünde – würde dich das von der Kraft meiner Gebete überzeugen?«

»Es gibt die Reste von gestern«, erklärte ich mit hängenden Schultern.

»Ich bete, dass du dein Liebessessen bekommst. Wenn es klappt, versprichst du mir dann, mich wieder zu besuchen?«

»Das mache ich.«

»Gut.« Er nahm die Arme herunter. »Du darfst jederzeit zu mir kommen. Ich warte hier auf dich. Erzähle niemandem von unserem kleinen Experiment.«

»Ich will sowieso niemandem sagen, dass ich hier war.«

»Gut. Und jetzt geh.« Er schloss die Augen und nickte. »Ich weiß, dass du das am liebsten tun würdest.«

Ich lief zum Ausgang. Als ich die Tür erreichte, drehte ich mich kurz um. Der Pfarrer stand wie angewurzelt vor dem Beichtstuhl. »Ich wünsche Ihnen einen schönen Tag.«

2

Mit dem Brief sprang ich die Stufen hinunter und rannte zum schmiedeeisernen Tor. Nichts wie weg hier. Ich wusste nicht, was mich mehr erschreckt hatte: die Begegnung mit dem Pfarrer, der alles über mich zu wissen schien, oder der vorbereitete Brief.

Ich erreichte die Mauer, die bedrohlicher und massiver wirkte als zuvor. Sollte sie Besucher von der Kirche fernhalten? Oder verhinderte sie wie eine Gefängnismauer, dass jemand oder etwas das Gelände verließ? Ich eilte durch das Tor, wandte mich nach rechts und flitzte über den Bürgersteig an der Mauer entlang.

»Hey, Fettarsch!«, rief jemand an der nächsten Kreuzung.

Die Stimme und die Begrüßungsformel kannte ich. Das war Kai, der mir am Freitag eine Abreibung verpasst hatte. Von allen Schülern quälte er mich am meisten.

»Bleib sofort stehen, du Missgeburt!«

»Lass mich in Ruhe«, schrie ich zurück.

»Dein wabbelndes Fett ist total ekelhaft. Ich könnte dich leicht einholen.«

Kai hatte recht. Sportlich hatte ich ihm nichts entgegenzusetzen. Mir ging bereits auf dem kurzen Stück, das ich von der Kirche weggelaufen war, die Puste aus.

»Du hast Glück, dass ich gerade keine Zeit habe, dich zu verprügeln, Fettarsch. Du bist schuld, dass Julia mich diese Woche nicht sehen will. Die Ferien sind lang und ich weiß ja, wo du wohnst.«

»Ich will dich auch nicht mehr sehen.«

»Dafür wirst du büßen, Fettarsch! Du solltest in der Kirche um dein verfucktes Leben beten. Wenn ich dich noch einmal durch die Stadt rollen sehe, werde ich dich ...«

Kais Stimme verklang, während ich außer Atem davonrannte. Nicht nur die pralle Sonne und der wippende Bauchspeck trieben mir den Schweiß auf die Stirn. Auch die Angst, Kai könnte es sich anders überlegen, setzte mir zu und mobilisierte in den Beinen ungeahnte Kräfte.

3

Vor der Gartentür des grün gestrichenen Mehrfamilienhauses in der Ahornstraße 12 stützte ich mich schnaufend auf die Knie. In diesem Altbau mit den Rosenbüschen im Garten wohnte ich seit meiner Geburt. Die Wohnung lag im zweiten Stock, hatte fast vier Meter hohe Räume und einen Balkon nach hinten. Mama und Papa hatten vorher zwei Straßen weiter im Eschenweg 1 in einer kleineren Dachwohnung gelebt.

Ich vergewisserte mich, dass Kai mir nicht gefolgt war, richtete mich auf und sah den Brief an. Ungläubig nahm ich die Brille ab, kniff die Augen zusammen und setzte die Brille wieder auf. Die Beschriftung, die ich vorhin kaum entziffern konnte, hatte sich verändert, das Papier war blütenweiß und in meiner schwitzenden Hand wellig geworden. Nun stand darauf *Herrn Wolfgang Ritter* in gedruckten, schnörkellosen Buchstaben. Ich war mir sicher, nur einen Brief erhalten zu haben, also konnte er auf dem Weg nicht verloren gegangen sein.

Erst jetzt fiel mir auf, dass ich den Namen des Pfarrers nicht erfahren hatte. Ich drehte den Umschlag um. Kein Absender. Der Mann hatte mich ständig mit dem Vornamen angesprochen und mich so sehr verunsichert, dass ich nicht auf die Idee gekommen war, nach seinem Namen zu fragen. Vielleicht war es besser so, denn dadurch war die Gefahr geringer, ihn oder das Experiment aus Versehen zu erwähnen.

Ich wusste, dass Mama und Papa nicht zu Hause waren. Mama arbeitete als Verkäuferin in der Stadtbäckerei und Papa als Fotograf im Atelier. Sollte ich den Brief einwerfen? Wie würde der Pfarrer andernfalls reagieren? »Ich würde deine Weigerung als eine unverzeihliche Lüge ansehen, David. Wirf ihn sofort ein«, befahl mir eine innere Stimme. Sie klang anders als mein Gewissen oder meine Gedanken. Sie klang, als hätte mich der Pfarrer mit seiner kratzigen Stimme ermahnt.

Ich blickte auf die Fenster des Hauses, dann sah ich die Straße entlang. Niemand da. Ich hob die Briefkastenklappe an, schob den Brief hindurch und ließ ihn fallen.

4

Die Standuhr im Wohnzimmer schlug siebenmal, als ich mit Mama und Papa zum Abendessen am Tisch Platz nahm. Dampfschwaden stiegen aus der Schüssel mit dem Kartoffelbrei auf, der neben der Sauciere vor der ovalen Platte mit Fischstäbchen stand.

Ich staunte und strahlte Mama an.

Sie nickte mir zu. »Ich dachte, du freust dich darüber. Die Reste von gestern habe ich weggetan.«

»Danke Mama. Das ist eine tolle Überraschung.« Ich hielt meinen Teller hoch.

Sie verteilte das Essen, während Papa die Wassergläser füllte und danach eine Stoffserviette auf seinem Schoß ausbreitete.

Er hob eine Hand. »Danke Liebling. Drei Fischstäbchen reichen. Ich habe keinen großen Hunger.«

»Das verstehe ich, Schatz. Heute ist es genau ein Jahr her.«

Ich wusste, was Mama meinte. Vor einem Jahr waren Papas Eltern in Österreich ums Leben gekommen. Ein Tanklastler durchbrach die Leitplanke einer Brücke, stürzte auf ihr Auto und verwandelte die Autobahn in eine Feuerhölle. Wie durch ein Wunder überlebten alle anderen Beteiligten das Unglück nahezu unverletzt. Sogar der Fahrer des Tankwagens kam mit dem Leben davon. Oma und Opa hatten mich genauso geliebt wie Mamas Eltern, die ein halbes Jahr später im Mittelmeer vom Kreuzfahrtschiff stürzten. Die Überwachungskameras des Schiffes hatten den Vorfall nicht aufgezeichnet. Und da es keine Spuren gab, zahlte ihre Lebensversicherung nichts. Wir glaubten nicht, dass Oma und Opa Selbstmord begangen hatten. Sie waren bei unseren Besuchen immer gut gelaunt und sie hatten Pläne für ihre Zukunft gehabt, von denen sie uns euphorisch erzählt hatten. Ich vermisste auch ihre Geschenke, wie Spielzeug, Bücher oder einen Zehn-Euro-Schein.

Vier Beerdigungen innerhalb eines halben Jahres hatten meine kindliche Unbeschwertheit schwinden lassen und unsere Ersparnisse aufgefressen, weil das Erbe der Großeltern nicht ausgereicht hatte. Meine Familie bestand nur noch aus uns dreien, was mir Sorgen bereitete. Manchmal konnte ich nicht einschlafen und in anderen Nächten hatte ich Alpträume, weil mich eine Frage immer wieder quälte: Was sollte aus mir werden, wenn Mama und Papa sterben würden?

5

Papa nickte uns zu, holte Luft und wünschte einen guten Appetit. »Wie war dein erster Ferientag?«

Ich zerteilte ein Fischstäbchen. »Gut.«

»Als Kind habe ich die Frage auch gehasst.« Er zwinkerte mir zu. »Dann will ich dich nicht vom Essen abhalten.«

Ich schob den Fisch mit der Gabel in den Kartoffelbrei, tunkte ihn in die Soße und wartete darauf, dass Papa den Brief erwähnte. Doch das tat er nicht. Hatte er ihn nicht erhalten, obwohl er auf dem Heimweg immer in den Briefkasten schaute? Vielleicht hatte Mama ihn herausgeholt und ihm nichts davon gesagt, weil sie in der Küche beschäftigt war? Ich steckte die Gabel in den Mund. Was, wenn er den Brief zwar bekäme, aber der vermeintlichen Einladung nicht folgte? Der Pfarrer würde annehmen, ich hätte den Brief nicht eingeworfen. In meiner Vorstellung war ich nicht nur für die Zustellung verantwortlich, sondern auch dafür, dass Papa ihn las. Ich zog die Gabel im Zeitlupentempo heraus und kaute bedächtig. Warum wollte der Pfarrer mit Papa sprechen, aber nicht mit Mama?

Mama beugte sich vor. »Schmeckt es dir nicht, mein Engel?«

Ich schluckte hörbar, obwohl ich noch nicht fertig gekaut hatte, weil ich mit vollem Mund nicht sprechen durfte. »Doch, es ist ausgezeichnet. Danke, dass du mein Lieblingsessen gekocht hast.«

Sie nickte erfreut. »Wie war der Tag im Atelier?«

»Tote Hose«, sagte Papa. »Ein paar Passfotos und ein Baby, das ständig geweint hat. Und bei dir?«

Mama seufzte. »Renate ist krank, ich konnte schon wieder keine Mittagspause ...«

Ich hörte nicht weiter zu, steckte gedankenverloren die Gabel in den Kartoffelbrei und führte sie zum Mund. Tomatensoße tropfte auf mein T-Shirt und landete neben dem Kopf des Roadrunners, der von Wile E. Coyote gejagt wurde.

Mama sprang auf. »Oh nein!« Sie befeuchtete eine Serviette in ihrem Wasserglas und wischte über den Fleck. »Der wird nicht ganz rausgehen.«

»Ist nicht schlimm«, sagte ich und legte die Gabel ab, während Mama den Stoff weiter bearbeitete.

»Nicht schlimm? Das ist dein Lieblingsshirt, das wir dir zum Geburtstag geschenkt haben. Es war nicht billig.« Sie sah mich an, als ich keine Antwort gab. »Beschäftigt dich was? Du bist schon den ganzen Abend so ernst.«

»Nein, Mama. Alles in Ordnung.« Ich blickte auf den Teller. »Meine Freunde sind in den Ferien weg.« Die Freunde waren weg, die Großeltern waren weg. *Weg* – abwesend, tot oder beides. Die Omas und Opas waren in ihren Urlauben gestorben. Ich glaubte, dass der Tod Familienmitglieder am liebsten im Urlaub holte, damit ich nicht dabei war, wenn sie starben. Ach was, das waren bloß Zufälle. Ähnlichkeiten mussten nicht bedeuten, dass sie eine Regel verband, die Aberglauben rechtfertigte. Wenn ich dabei wäre, stieße ihnen nichts zu. Mit meiner kindlichen Naivität glaubte ich das, weil nur alte Menschen starben und ich deshalb unsterblich war.

Es gab nur zwei Freunde, mit denen ich mich unregelmäßig traf: Christoph und Ali. Wir kannten uns seit der Grundschule. Danach trennten sich die schulischen Wege. Auf Mamas Wunsch und Empfehlung der Lehrerin sollte ich aufs Gymnasium gehen. Seitdem war ich der intelligente, dicke Außenseiter. Niemand verabredete sich mit mir, um nicht auf die Abschlussliste zu geraten.

»Du langweilst dich also«, sagte Mama.

Ich nickte.

»Das wird sich in ein paar Tagen ändern«, sagte Papa und strahlte, wie ich es bei ihm selten sah. »Wir haben dann drei Wochen Urlaub und verbringen die Zeit zusammen.«

Ich sah auf und versuchte, mir die Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. Drei ganze Wochen sollte ich mit ihnen zu Hause rund um die Uhr zusammen sein? Horror! Ich würde so gerne wie

alle anderen Kinder am Strand Urlaub machen. Aber ich wusste, dass uns dafür das nötige Geld fehlte. Deshalb sprach ich meinen Wunsch nicht an.

»Wir machen Ausflüge und gehen ins Freibad«, sagte Papa.

Das klang schon besser. Ich strahlte.

Mama griff nach Papas Hand. »David wird älter«, sagte sie, als wäre das eine sensationelle Entdeckung, die gegen sämtliche Naturgesetze verstieße. »Du hast doch gehört, dass er seine Freunde vermisst. Ich glaube nicht, dass er seine Zeit nur mit uns verbringen will.«

»Du meinst, wir sind ihm peinlich?«

Ich schüttelte sofort den Kopf.

»Du wolltest als Kind doch auch nicht immer bei deinen Eltern sein, oder?«, fragte Mama.

Papa nickte. »Heute würde ich was drum geben, wenn ich es könnte.« Er holte Luft, blickte zu Mama und redete weiter, als säße ich nicht am Tisch. »Für eine Radtour und Freibadbesuche mit uns wird er hoffentlich Zeit haben.«

»Mach ihm keine Vorwürfe«, sagte Mama. »Er kommt in die Pubertät.«

Kapitel 4

1

Was ich nun über Papa schildere, erfuhr ich erst kürzlich. Wie ich es herausfand – dazu später.

Am nächsten Tag ging Papa zur Kirche. Auf dem halben Weg setzte aus heiterem Himmel ein kräftiger Regenschauer ein. Papa hatte keinen Schirm dabei. Somit war es einerlei, ob er einen Regenschirm holte oder weiterging. Er entschied sich für Letzteres, um nicht noch mehr Zeit zu opfern. Das Gespräch, zu dem er ohne Angabe einer Uhrzeit eingeladen worden war, hielt er ohnehin für Zeitverschwendung.

Im Laufschrift erreichte Papa die Kirchenmauer. Hier war er lange nicht mehr gewesen. Unter dem Bogen des schmiedeeisernen Tors blieb er stehen. Die dicke Mauer war ein willkommener Regenschutz. Er wischte über sein nasses Gesicht, schnaufte und war schockiert. Der Rasen war verwildert, der Vorplatz ungepflegt und die prächtigen Rosenbüsche gab es nicht mehr. Von der Kirchturmspitze ließ er den Blick über den bröckelnden Putz nach unten wandern. In dieser baufälligen Kirche würde kein Priester den ganzen Tag auf ihn warten. Papa ärgerte sich, dass er hergekommen war, drehte sich um und machte einen Schritt auf den Gehweg.

Plötzlich peitschte eine Windböe Regen in sein Gesicht und trieb ihn durch das Tor. Er eilte über den mit Basalt gepflasterten Weg, durch dessen Fugen Unkraut wucherte, zu den grinsenden Stufen des Eingangs. Unter dem morschen Vordach fand er wieder Schutz vor dem Regen.

2

Die Kirchentür quietschte und knarrte wie ein altes Scheunentor, als das Holz über den staubigen Steinboden schliff.

Als Kind war Papa regelmäßig hier gewesen. Er war vier Jahre Messdiener, weil sein Vater die Orgel spielte und die Jugendarbeit der Pfarrei vorbildlich war. Kurz vor der Ostermesse im Jahr 1999 war der Pfarrer spurlos verschwunden. Ohne Nachfolger zerfielen die sozialen Strukturen ebenso wie die Kirche nach der endgültigen Schließung im Jahr 2007 wegen zu hoher Sanierungskosten.

Stalaktiten hingen an der Decke wie in einer Tropfsteinhöhle. Tauben, die durch zersplitterte Fensterscheiben hereingeflogen waren, hatten auf der Empore Nester in den Orgelpfeifen gebaut und gurrten von oben. Der Boden war von schwarzen Federn und Vogelkot übersät. Pfützen bildeten sich.

Papa stapfte vor den Altarraum. Das Holzkreuz war der ganze Stolz seines Pfarrers gewesen, denn mit der Metallspitze am unteren Ende des senkrechten Balkens war es einzigartig auf der Welt. Das Leiden von Gottes Sohn war so realistisch dargestellt, dass Papa als Kind eine Gänsehaut bekam, wenn er den schwer verletzten Leib sah. Auch heute erschauerte er. Nicht wegen der grausamen Gestaltung, sondern wegen des erbärmlichen Zustands. Eines der drei Halteseile war gerissen, die Farbe blätterte vom Körper und hing in Fetzen herab. Das blanke Holz raubte Papa die Illusion seiner Kindheit, dass über dem Altar eine Leiche ans Kreuz genagelt worden war. Bald würde das fünfhundert Jahre alte Kunstwerk herabstürzen und zerbrechen.

Er zog das Handy aus der Tasche und hielt es hoch.

»Keine Fotos!«, schallte es durch den Raum.

»Herr Pfarrer?« Papa ließ die Hand sinken. Das Echo verklang im Plätschern der Regentropfen und im Gurren der Tauben. Keine Antwort. Er hob das Handy erneut vor sein Gesicht.

»Ich weiß, dass Sie mich verstanden haben, Herr Ritter.«

Auf dem Handy leuchtete das rote Batteriesymbol auf, dann schaltete sich das Gerät ab, obwohl es beim Verlassen des Hauses vollständig aufgeladen war. Hoffentlich war es im Regen nicht beschädigt worden. Der Zustand des Telefons beunruhigte ihn nun mehr als der Zustand der Kirche. Er ärgerte sich erneut, dass er hergekommen war, und steckte das Handy ein. »Wo sind sie?«

»Hier, Herr Ritter«, sagte jemand mit dumpfer Stimme, die zwischen den kahlen Wänden verhallte und nicht zu orten war.

Papa drehte sich auf der Stelle. »Wo?«

»Im Beichtstuhl.«

»Was wollen Sie von mir?«

»Wir müssen reden, Herr Ritter. Kommen Sie bitte herüber.«

Papa schritt zur rechten Wand und bemühte sich, dem herabtropfenden Wasser und den Pfützen auszuweichen. Er blieb vor dem Beichtstuhl stehen. Der frühere Glanz der Holztüren war ermattet. Sägemehl lag verstreut auf dem Boden wie in einer Schreinerei. Es stammte jedoch nicht von einer Säge, sondern von Holzwürmern. »Was sollen die Spielchen? Erst erhalte ich einen nichtssagenden Brief und jetzt locken Sie mich zu einem Vorschlag, der auf den Sperrmüll gehört? Reden wir woanders.«

»Sie wissen, dass es hier kein Beichtzimmer gibt.«

»Beichte? Ich bin aus der Kirche ausgetreten.«

»Vielleicht kann ich Sie bekehren?«

Papa lachte. »Das könnte nicht mal der Papst. Der Tod meiner Eltern und der Schwiegereltern hat mir den Glauben an einen gütigen Gott genommen.«

»Die tragischen Verluste sind nicht gegen Sie gerichtet, Herr Ritter. Die Wege des Allmächtigen sind unergründlich.«

»Ihr Gott hat diese Bruchbude wohl auch aufgegeben und seinen Sohn am Kreuz zurückgelassen.« Papa blickte auf das trübe Glas in der matten Holztür. »Sie sind der Insolvenzverwalter einer Einrichtung mit jahrhundertelanger krimineller Vergangenheit, die Sie als Tradition bewahren. Pfui Teufel. Wenn ich hier auf den Boden spucke, würde es ihn bloß reinigen.«

»Ich spüre Ihren Hass, Herr Ritter – das ist gut so. Lassen Sie ihn heraus. In gewisser Weise lebe ich davon.« Der Mann machte eine Pause, in der nur das Tropfen des Wassers zu hören war. »Ich bin hier und Sie sind hier. Diese Kirche ist ein Versammlungsort und sie kann ihren Zweck erfüllen.«

3

Die rechte Tür öffnete sich. Eine Ratte huschte zwischen Papas Füßen quiekend hindurch und verschwand unter einer zerbrochenen Sitzbank. Wenn es hier außer Tauben und Ratten auch Fledermäuse gäbe, könnte der Pfarrer für den Zoo Eintrittsgeld verlangen.

Der damalige junge Priester war überaus beliebt gewesen, obwohl er seine Messdiener zur regelmäßigen Beichte zwang. Er war neugierig und wollte alles über seine Schäfchen wissen. Sollte Papa nach langer Zeit nochmals in den verhassten Beichtstuhl steigen, der einer Umkleide ähnelte? Der Unterschied war bloß, dass man sich darin nicht seiner Kleider entledigte, sondern einen Seelenstriptease vollzog.

Bis der Regenschauer endete, konnte er sich anhören, was der Pfarrer zu sagen hatte. Papa zog ein Taschentuch aus der Hosentasche, wischte den Staub und den Rattenkot von der ungepolsterten Sitzbank, setzte sich und schloss die Tür.

Verdrängte Schatten der Vergangenheit erhoben sich aus der Versenkung. Er sah durch die Lücken des Holzgitters. Anders als in seiner Kindheitserinnerung drang ein schwaches Licht hindurch, das wie ein rotes Glühen erschien, in dem sich die verschwommene Silhouette eines Mannes abzeichnete.

»Was kann ich für Sie tun?«, fragte der Pfarrer mit brüchiger, tiefer Stimme.

»*Sie* wollten mit mir sprechen.« Papa legte das Taschentuch neben sich ab und rutschte auf der harten Bank nach vorn. »Ich wusste nicht, dass wir einen neuen Pfarrer haben.«

»Aber so ist es.«

»Die Kirche muss dringend saniert werden, wenn das Dach nicht während einer Messe einstürzen soll.«

»Es wird vorerst keine Messe gelesen. Ich bin allergisch gegen den Weihrauch, der im Bistum verwendet wird.«

Papa runzelte die Stirn. »Das habe ich ja noch nie gehört.«

Der Pfarrer lachte kurz, bevor er mit der knarrenden Stimme weitersprach. »Ich habe den Bischof gebeten, die Weihrauchsorte zu wechseln. Sie wissen, wie lange einfache Verwaltungsvorgänge dauern. Bis zur Entscheidung will ich mich nützlich machen. Reden wir nicht über meine Schwierigkeiten mit ätherischen Ölen. Es geht um Ihren Sohn David.«

»Hat er mit Ihnen gesprochen? Hat er Sie veranlasst, den Brief zu schreiben? Wie kommt er dazu, mit Ihnen zu sprechen? Ich will nicht, dass mein Sohn ohne mein ...«

»Reden Sie so viel, weil Sie etwas vor mir verbergen möchten, Herr Ritter?«

Papa lachte verächtlich. »Hat er sich über mich beschwert?«

»Sie wissen, dass ich die Frage wegen des Beichtgeheimnisses nicht beantworten kann. Ich versichere Ihnen, dass David nicht in dieser *Bruchbude* war, wie Sie meine Kirche bezeichnen.«

»Das hätte mich auch gewundert.« Er rutschte zurück.

»Sie müssen sehr stolz auf ihn sein. David ist ein überaus intelligenter und netter Junge, trotz ...«

Papa fiel ihm ins Wort. »Für sein Aussehen kann er nichts.«

Die Trennwand knarrte. »Unterbrechen Sie mich nicht!«

»Die Zeiten, in denen mir ein Pfarrer sagt, was ich zu tun habe, sind vorbei. David ist *mein* Sohn. Sind Sie neidisch? Wie es ist, einen Sohn zu haben, werden Sie niemals wissen, wenn Sie sich an die unmenschlichen Regeln Ihres Vereins halten. Ich weiß, wozu Priester fähig sind, die ihre Triebe unterdrücken.«

»Wollen Sie mich provozieren?« Das rote Licht hinter dem Gitter leuchtete heller und pulsierte. »Unterbrechen Sie mich nicht noch einmal. Ich kenne ihn, so wie Sie.« Er machte eine

Pause, in der das Licht erlosch. »David ist ein überaus intelligenter und netter Junge – trotz seines schweren Schicksals.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Wollen Sie mir nicht etwas beichten?«

»Ihr Vorgänger sollte an meiner Stelle sitzen und beichten, welche fürchterlichen Dinge er mir als Kind angetan hat.«

»Willst du andere für deine Schuld verantwortlich machen, mein Sohn? Dich plagen Zweifel und Versuchungen.«

»Versuchen Sie nicht, die Schuld Ihres Vorgängers mir in die Schuhe zu schieben. *Ich* bin das Opfer. Ihresgleichen fehlt berufsbedingt jegliches Gewissen.«

»Berichte deiner Frau von deiner Schwäche und entschuldige dich bei David. Du wirst Sünden begehen, mein Sohn.«

»Ich *werde* Sünden begehen?« Papa schüttelte den Kopf. »Soll das ein Witz sein? Ich soll mich für etwas entschuldigen, was ich nicht getan habe? Und hören Sie auf, mich *mein Sohn* zu nennen. Für Sie bin ich Herr Ritter.«

»Ich bitte um Nachsicht, das ist eine Art Berufskrankheit.«

»Es ist mir egal, ob Sie verärgert sind und was Sie von mir halten. Mein Sohn bedeutet mir alles.«

»Mir auch, mein Sohn. Überlege dein weiteres Handeln weise. Dein Hobby ist eine Sünde. Andernfalls ...« Er zögerte.

»Andernfalls was?«

»Andernfalls wirst du eine Seite von mir kennenlernen, die du dir nicht im Entferntesten vorstellen kannst, mein Sohn.«

Papas Herz raste vor Wut und er hatte nicht das Gefühl, dass sich das kurzfristig änderte. »Wollen Sie mir drohen? Ich zeige Sie an. Das hätte ich mit Ihrem Vorgänger tun sollen. Ich Sorge dafür, dass Sie sich David nicht mehr nähern und Sie aus der Kirche geworfen werden. Sie werden im Gefängnis verrotten, wenn Sie sich nicht daran halten. Nach Ihrem Tod werden Sie nicht Gott gegenüberreten, sondern in die Hölle hinabfahren.«

»Wenn du mich kennen würdest, würdest du nicht so mit mir reden, mein Sohn. Ich unterliege keinen irdischen Maßstäben.«

»Halten Sie sich ans Kirchenrecht *und* an unsere Gesetze!«

»Ich habe gesagt, was ich zu sagen hatte. Mir liegt sehr viel an Davids Wohl. Und dazu gehört, dass er trotz deiner fehlenden Qualifikation als Vater eine gute Beziehung zu dir hat, mein Sohn. David ist ein ganz besonderer Junge. Er muss noch ein Jahr in geordneten Verhältnissen aufwachsen.«

»Halten Sie sich von ihm fern.«

»Ich begleite Sie hinaus, Herr Ritter.«

Die Tür neben Papa öffnete sich.

Er erhob sich und trat mit pulsierenden Schläfen hinaus. Schweiß stand auf seiner Stirn.

4

Der Pfarrer erwartete Papa bereits vor der Tür des Beichtstuhls.

Er traute seinen Sinnen nicht. Vor ihm stand ein junger Mann mit blauen Augen und dunkelblondem Haar. Er sah aus wie der Pfarrer aus seiner Jugend. Wie war das möglich? Er selbst war dreißig Jahre gealtert, aber sein Gegenüber sah immer noch aus wie der Dreißigjährige, dem St. Judas als erste Gemeinde anvertraut worden war. Er hatte ein außergewöhnlich schönes Gesicht, weshalb die jungen Frauen damals stets in der vordersten Reihe saßen, und er lächelte ihn an – dreißig Jahre später. »Haben *wir* gerade miteinander gesprochen?«

»Ja, mein Sohn«, sagte der athletisch gebaute Geistliche. »Erinnerst du dich an deine Kindheit? Mein Vorgänger soll mir ähnlich gesehen haben, hat man mir erzählt.«

Papa nickte und schluckte.

»Wir können fortführen, was mein Vorgänger angefangen hat. Hast du Lust?«

Er wandte den Blick ab.

Der Blonde legte eine Hand auf Papas Oberarm.

Papa blickte stumm auf die gepflegten Finger. Die Berührung ließ ihn schneller atmen und etwas Merkwürdiges geschah: Der

schlechte Eindruck, den er vom Pfarrer im Beichtstuhl gewonnen hatte, verblasste wie eine Bleistiftnotiz, die unter der Reibung eines Radiergummis vom Papier verschwand. Er fühlte sich in die Zeit zurückversetzt, als er ein Messdiener war, der gutgläubig die Anweisungen des Priesters befolgt hatte und die ihm noch heute regelmäßig Albträume bereiteten.

»Behandle David gut. Sonst werden wir eine viel engere Verbindung eingehen, als du es je für möglich gehalten hast, mein Sohn.« Er zog seine Hand zurück. »Und nun geh.«

Papas Verstand schien auszusetzen. Er verschwendete keinen Gedanken mehr daran, wie die Begegnung mit dem Mann, der seine Kindheit ruiniert hatte, möglich war. »Ich danke Ihnen vielmals.« Er lächelte.

»Spüre ich nach fünfundzwanzig Jahren die Wiederauferstehung deiner Sympathie für mich?« Der Pfarrer lächelte zurück.

»Bitte entschuldigen Sie, dass ich unfreundlich war. Es gibt so viel Schlechtes in der Welt. Herzlichen Dank für die Einladung.«

Der Priester nickte. »Als Zeichen meiner Wertschätzung für David habe ich etwas für Sie.« Er überreichte einen Umschlag.

»Schon wieder ein Brief?« Papa riss ihn hastig auf, sah hinein und starrte den Pfarrer ungläubig an. »Er ist leer.«

»Es wird ein Blatt darin stecken, wenn David sich etwas sehnlichst wünscht.«

Papa schaute auf das Kuvert und machte große Augen. Es war wie neu, keine Spur mehr davon, dass er es wenige Sekunden zuvor aufgerissen hatte. »Ist das ein Zaubertrick?«

Der Pfarrer schüttelte den Kopf und legte eine Hand auf Papas Arm. »Sie werden wissen, wenn es an der Zeit ist, den Brief zu öffnen. Tun Sie es nicht noch einmal aus Neugier und sagen Sie niemandem, von wem Sie ihn erhalten haben – niemals!«

»Warum nicht?«

»Ich möchte nicht, dass man über mich spricht. Das würde die Menschen von wichtigeren Dingen ablenken. Man muss die Vergangenheit ruhen lassen. Es ist besser so, glauben Sie mir.«

Papa runzelte die Stirn. »Warum erinnern Sie mich dann daran?«

»Der Brief hilft David, aber er würde anderen nicht helfen. Wenn Sie es doch tun, wenn Sie über mich reden, werden Sie es bereuen, weil sein sehnlichster Wunsch nicht erfüllt wird. Wollen Sie ihm die Überraschung verderben?«

»Warum tun Sie das alles?«

»Sehen Sie es als Entschuldigung und als Dankbarkeit an.«

»Ansehen? In Wahrheit ist es also nicht so?«

Der Pfarrer machte eine beschwichtigende Geste. »Freuen Sie sich und lassen Sie es damit bewenden.«

»Keine Sorge.« Papa sah in das ebenmäßige Gesicht des jungen Geistlichen und lächelte.

Er geleitete Papa zum Ausgang und erwiderte das Lächeln. Plötzlich fasste er ihm in den Schritt.

»Au! Was soll das?«

»David steht mir näher als Sie ahnen, Herr Ritter. Kümmern Sie sich gut um ihn, sonst packe ich das nächste Mal richtig zu.«

Papa schlug die Hand weg und hüpfte auf der Stelle.

ENDE DER LESEPROBE

Das Buch ist als Taschenbuch mit 560 Seiten
und als E-Book im Handel erhältlich.

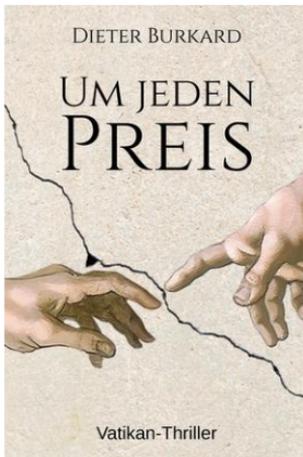
<https://www.amazon.de/dp/B0DKYKKN1>

Mehr über Dieter Burkard und seine Bücher finden Sie unter

www.facebook.com/dieter.burkard

www.DieterBurkard.de

Der Bestseller für Kunstliebhaber von Dieter Burkard Um jeden Preis – Vatikan-Thriller



Der Direktor der Vatikanischen Museen stirbt nachts grausam am Trevi-Brunnen. Kurz darauf wird ein Werk des Bildhauers Michelangelo zerstört, weil er der größte Kunstfälscher aller Zeiten sei. Erpresser werfen der katholischen Kirche Profitgier vor und kündigen die Zerstörung der Sixtinischen Kapelle an. Aber warum stellen die Täter keine Forderung?

Nach weiteren Anschlägen mit Toten lässt sich die Bedrohung nicht länger ignorieren. Der Papst bittet Professor Eriksen aus Frankfurt am Main um Hilfe. Der Michelangelo-Experte und sein Team tragen in Italien Fakten über Künstler der Renaissance und ihre berühmten Werke zusammen, die ungeahnte Schlussfolgerungen nahelegen.

Wird es gelingen, die Geheimnisse in Rom und Florenz zu entschlüsseln und die Zerstörung der Sixtinischen Kapelle zu verhindern?

Mehr über Dieter Burkard und seine Bücher finden Sie unter

www.facebook.com/dieter.burkard

www.DieterBurkard.de

**Mögen Sie Bücher, die bis zur letzten Seite spannend sind?
Schrecken Sie nicht zurück, wenn einige Szenen grausame
Erfahrungen vermitteln? Dann ist dieses Buch für Sie!**

Verloren im Feuer – Psychothriller

Sarah flieht von Asheville nach Charlotte in North Carolina, um dort allein ein neues Leben zu beginnen. Doch das gelingt ihr nicht. Rätselhafte Vorfälle schüren neue Ängste. Sie vertraut sich dem hilfsbereiten Nachbarn Tom an. Als sie erfährt, dass er und sein Kumpel das Wochenende in einer einsamen Berghütte verbringen wollen, fährt sie spontan mit.



Der Ausflug wird von einem dramatischen Badeunfall überschattet und plötzlich bricht die Hölle los. Ist ihnen ein Stalker in die Wildnis gefolgt? Mit dem Auftauchen eines unheimlichen Besuchers eskaliert die Situation. Ein erbitterter Kampf um Leben und Tod beginnt, bei dem nichts so ist, wie es scheint.

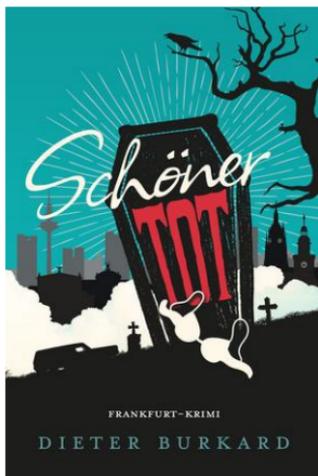
Das Buch ist als Taschenbuch mit 360 Seiten
und als E-Book im Handel erhältlich.

Mehr über Dieter Burkard und seine Bücher finden Sie unter
www.facebook.com/dieter.burkard
www.DieterBurkard.de

Die Wohlfühlkrimis der Reihe David Meister von Dieter Burkard

Sie mögen Regionalkrimis mit liebenswerten Figuren, Humor und schrecken vor Tabubrüchen nicht zurück? Dann sollten Sie sich die Krimireihe mit dem sympathischen 28-jährigen Hobbydetektiv David Meister aus Frankfurt am Main ansehen.

Schöner tot – Frankfurt-Krimi



Eine junge Frau wird in der Tiefgarage ihres Hauses in Frankfurt am Main getötet. Im Jahr darauf verschwindet das Model Gina spurlos. Wird sie das nächste Opfer?

Der 28-jährige David Meister sucht nach seiner Bekannten und gerät an einen skrupellosen Schönheitschirurgen. Gebrochene Tabus und peinliche Situationen begleiten David bei seinen Ermittlungen und stellen seine Überzeugungen auf die Probe.

Plötzlich ist er selbst auf Hilfe angewiesen. Nichts ist, wie es scheint ...

Weitere spannende Fälle:

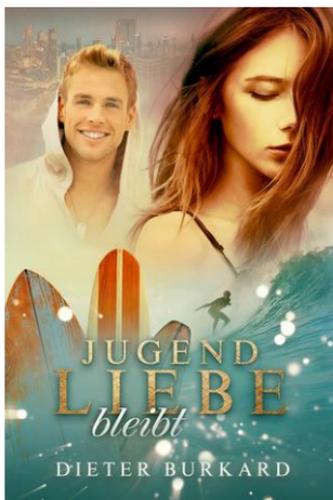
Schneller tot – Frankfurt-Krimi Fall 2

Mehrfach tot – Frankfurt-Krimi Fall 3

Erfahren Sie die Hintergründe von David und den Familien in der liebenswerten Vorgeschichte, die elf Jahre zuvor beginnt:

Jugendliebe bleibt

Julia hat mit der Suche nach ihrem ersten Freund in Frankfurt am Main einfach kein Glück. Bis sie im Freibad gleich zwei ältere Schüler entdeckt, die ihr gefallen. Sie überwindet ihre Hemmungen und landet einen Volltreffer. Doch plötzlich ist Julias attraktive Eroberung spurlos verschwunden.



Zusammen mit ihrer Freundin schmiedet Julia einen Plan, der sie mit ihrem Traumprinzen vereinen soll, bis das Schicksal ihnen die Grenzen aufzeigt. Die Freundinnen erkennen, dass jedes Ende zugleich ein neuer Anfang ist.

Julia findet die Liebe ihres Lebens und stellt die Weichen für ihre gemeinsame Zukunft. Wäre da nicht der Traum ihres Freundes, als Surferboy an der Westküste der USA die Wellen zu bezwingen ...

Das Buch ist als Taschenbuch mit 300 Seiten
und als E-Book im Handel erhältlich.

Mehr über Dieter Burkard und seine Bücher finden Sie unter
www.facebook.com/dieter.burkard
www.DieterBurkard.de